

Zitierhinweis

Verheyen, Nina: Rezension über: Bernhard Gotto / Elke Seefried (eds.), Männer mit "Makel". Männlichkeiten und gesellschaftlicher Wandel in der frühen Bundesrepublik, Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg, 2016, in: Neue Politische Literatur, 63 (2018), 2, S. 319-321, DOI: 10.15463/rec.806102904

neue politische literatur

Berichte aus Geschichts- und Politikwissenschaft

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

ihrer Ratifizierung durch 26 der anwesenden 61 Staaten im April 1948 in Kraft.

Die WHO ist bis heute eine Sonderorganisation der UNO. Sie setzte sich das Ziel, „allen Völkern zur Erreichung des bestmöglichen Gesundheitszustandes zu verhelfen“ und erhob den „bestmöglichen Gesundheitszustand“ zu einem Menschenrecht (S. 107f.). Gänzlich neue Kompetenzen und Befugnisse auf den Gebieten des internationalen Rechts und der Normsetzung sollten zum Erreichen dieses Zieles beitragen. Auch wenn dies kaum praktische Auswirkungen hatte, griff die WHO in der Folge doch deutlicher als jede andere Organisation in das Leben von Millionen Menschen ein, was der Autor anhand der Malariaprogramme in Indien und Afrika sowie der erfolgreichen Pockenbekämpfung in den 1950er und 1960er Jahren in den Kapiteln IV und V deutlich macht. Hier verdient besonders die Darstellung der Rolle der WHO als Mittlerin zwischen Industriestaaten und Entwicklungsländern Erwähnung. Das III. Kapitel widmet sich den Problemen der internationalen Beziehungen in der Gesundheitspolitik und dabei insbesondere den Konflikten im Kalten Krieg, die bereits 1949 zum Austritt einiger Ostblockstaaten aus der WHO geführt hatten. Eine neue Dimension erhielt die von der WHO vertretene „Politik des Unpolitischen“, die es nichtselbständigen Kolonien ermöglichte, als assoziierte Mitglieder mit eigenen indigenen Vertretern in den zentralen Gremien in Genf vertreten zu sein. Die globale Gesundheitspolitik wurde von der WHO nicht als ausschließliches Projekt der westlichen Welt, sondern als „punktuelle Kongruenz der Interessen von politischen Eliten in den Entwicklungsländern, einer einflussreichen Gruppe internationaler Gesundheitsexperten [...] und den USA“ (S. 363) begriffen, was ihre Wirkungsmächtigkeit deutlich erhöhte. Die Arbeit endet mit einem Blick auf die internationale Gesundheits-

politik seit den 1970er Jahren und die bis heute virulente Angst vor der Wiederkehr der als „globale Killer“ bezeichneten Infektionskrankheiten.

Dem Autor der gut lesbaren Studie gelang eine umfangreiche, mitunter etwas zu detaillierte Darstellung und Analyse der Hintergründe und Brüche der nationenübergreifenden Bemühungen um die „Weltgesundheit“ in ihren verschiedenen Phasen von deren Anfängen im 19. Jahrhundert bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, die auch deren begrenzte Möglichkeiten aufzeigt. Hervorzuheben sind die ausgewogene Beurteilung der Akteure und ihrer Intentionen sowie der Blick auf die ambivalenten Folgen in den von gesundheitspolitischen Maßnahmen betroffenen Ländern, was die Studie zu einem Standardwerk machen dürfte. Der Publikation ist eine baldige Übersetzung ins Englische zu wünschen, um sie einem internationalen Publikum zugänglich zu machen.

Düsseldorf

Annett Büttner

Männer mit feinen Makeln?

Gotto, Bernhard/Seefried, Elke (Hrsg.): Männer mit „Makel“. Männlichkeiten und gesellschaftlicher Wandel in der frühen Bundesrepublik, 156 S., De Gruyter Oldenbourg, Berlin u. a. 2016.

Die Geschichte der Männlichkeiten ist längst ein etabliertes Feld der Geschichtswissenschaft, aber die Zeitgeschichte tut sich mit dessen Perspektiven nach wie vor schwer. Auch in Studien zur frühen Bundesrepublik dominieren Akteure männlichen Geschlechts, vermeintlich „große Männer“ inklusive, während Männlichkeit als eine historisch gewachsene soziokulturelle Konstruktion und Männer als soziale Gruppe erstaunlich unterbelichtet bleiben. Diesem Defizit tritt nun dankenswerterweise ein von Bernhard Gotto und Elke Seefried herausge-

gebener schmaler Sammelband entgegen, in dessen Zentrum Männer der frühen Bundesrepublik stehen, denen aus zeitgenössischer Sicht ein ‚Makel‘ anhaftete, die also – so die Herausgeber_innen in der Einleitung – „unter Konformitätsdruck standen, weil ihre vergeschlechtlichten Praxen den gesellschaftlich vorherrschenden Erwartungen nicht entsprachen, etwa hinsichtlich ihrer Sexualität, ihrer Leistungskraft oder -bereitschaft, ihrer körperlichen Erscheinung oder ihrer Sozibilität“ (S. 8).

Die zehn anschließenden empirischen Einzelbeiträge werden methodisch-theoretisch durch den gemeinsamen Bezug auf Raeywin Connell geeint. Männlichkeit wird dementsprechend als eine mehrfach relationale Kategorie gefasst: konstituiert in Abgrenzung zu Weiblichkeit und gleichzeitig intern aufgefächert sowie hierarchisiert. Das Interesse des Bandes liegt dabei auf der Beziehung zwischen der in diesem Rahmen an der Spitze stehenden ‚hegemonialen‘ sowie anderen, davon in zeitgenössischer Sicht defizitär abweichenden Männlichkeiten, die nach Connell marginalisiert sind, aber von einer relativen Nähe zur hegemonialen Männlichkeit mitunter auch Komplizenhaft profitieren.

Auf dieser Grundlage soll der Band die These einer Remaskulinisierung der westdeutschen Gesellschaft der 1950er Jahre, also der gezielten Restauration einer zwischenzeitlich in die Krise geratenen männlichen Autorität, ebenso überprüfen wie das Argument, Tendenzen der Demokratisierung, Liberalisierung und Pluralisierung von Lebensstilen hätten in den 1960er Jahren das starre Klima der vorherigen Dekade aufgebrochen. Freilich sind diese Narrative in der Forschung bereits überzeugend differenziert worden und so verwundern die diesbezüglich übergeordneten Ergebnisse des Bandes nicht. Das Interpretament der Remaskulinisierung wird erneut relativiert. Zwar habe

es in der frühen Bundesrepublik Merkmale hegemonialer Männlichkeit gegeben, zu denen Erwerbstätigkeit, Heterosexualität, Soziabilität und patriarchale Autorität in der Familie gehörten, und es gab explizite Versuche, die darauf fußende hierarchische Geschlechterordnung zu stabilisieren. So sollte Kriegsversehrten die Rolle des Familienernährers ermöglicht werden, sei es mithilfe von staatlichen Leistungen (Sabine Schleiermacher) oder durch Prothesen, welche die Rückeroberung körperlicher Autonomie versprachen (Noyan Dinçkal). Und im Umgang mit jungen Wehrpflichtigen, die als besonders aggressiv oder aus anderen Gründen als ‚schwierig‘ wahrgenommen wurden, setzte die Bundeswehr auf das Vorbild des fürsorglichen und zugleich leistungsstarken Familienvaters (Friederike Brühöfener). Aber parallel existierten durchgehend Räume, in denen die dominante Männlichkeitsvorstellung von konkurrierenden Entwürfen herausgefordert wurde. Während die Gammeler ostentatives Nichtstun kultivierten und sich optisch durch lange Haare feminisierten, wenngleich sie ihren weiblichen Gefährtinnen gegenüber eine patriarchalische Beschützerrolle in Anspruch nahmen (Nadine Recktenwald), begriffen sich einige Gäste eines Hamburger Obdachlosenheims trotz fehlender Erwerbsarbeit als vollgültige Männer, weil sie sich frei im öffentlichen Raum bewegen konnten (Britta-Marie Schenk). Dabei wird zweitens deutlich, dass Demokratisierungs- und Liberalisierungstendenzen bereits in den 1950er Jahren einsetzten. In dieser Dekade avancierte etwa die Figur des sanften Vaters sowohl unter Familienexperten als auch in Spielfilmen zum neuen – demokratischen – Helden (Till van Rahden). Und während der Druck auf Homosexuelle in westdeutschen Großstädten seit den frühen 1950er Jahren tatsächlich stieg, entwickelte sich das geteilte Berlin zu einem Zufluchtsort

mit ungleich größeren Lebenschancen (Michael Schwartz).

Die Einzelbeiträge sind von unterschiedlicher analytischer Kraft und empirischer Dichte; zudem argumentieren einige Autor_innen auf einer noch sehr vorläufigen Grundlage, während andere ihre Forschungsergebnisse bereits mehrfach veröffentlicht haben. Die Zusammenstellung entwickelt gleichwohl einen Reiz, weil sie die enorme Mannigfaltigkeit von Männlichkeitsvorstellungen demonstriert, die in höchst dynamische Rang- und Statuskämpfe eingebunden waren, wobei an der Spitze keineswegs notwendig das von Connell skizzierte Modell hegemonialer Männlichkeit stand. Wie Sebastian Schlund zeigt, gelang es Kriegsversehrten im Versehrtenport, sich im Vergleich zu den Zivilbehinderten als ‚Edelversehrte‘ in Szene zu setzen und ihre von außen als Makel gedeutete körperliche Einschränkung in ein ‚Ehrenmal‘ umzudeuten, das somit – so Schlund – eine sehr spezifische Form hegemonialer Männlichkeit in einem separierten homosozialen Raum anzeigte. Stefanie Coché argumentiert anhand der Selbstbeschreibungen von Psychiatriepatienten im Ost-West-Vergleich, in der DDR sei Arbeit – in Differenz zur Gewalt – kein zentrales Element von Vorstellungen gesunder Männlichkeit gewesen, während sich in der alten Bundesrepublik Männer ebenso wie Frauen bei mangelnder Arbeitsfähigkeit als krank begriffen. Außerdem ruft der Band die *agency* von Akteuren in Erinnerung, die mitunter auch der Forschung vorschnell als passive Opfer erscheinen. So setzt Benno Gammerl mit Blick auf Männer, die homosexuellen Geschlechtsverkehr hatten, Küsse unter Männern aber als ekelhaft empfanden und ihr eigenes Gefühlsleben für heterosexuelle Beziehungen reservierten, der konventionellen Interpretation einer ‚internalisierten Homophobie‘ die These intelligenter Gefühle entgegen, welche es den Akteuren

ermöglichten, unter den Bedingungen der Verfolgung ein eingeschränkt homosexuelles Leben zu führen.

Letztlich lädt der aufgrund solcher Denkanstöße lesenswerte Band dazu ein, auch die Kategorie der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ selbst zu überdenken. Denn wenn gleich die Herausgeber_innen diese Formel weiterhin im Singular nutzen, entsteht der Eindruck, dass sowohl marginalisierte als auch hegemoniale Männlichkeiten im Plural koexistierten und konkurrierten. Und es wäre vorschnell, hierin ein Spezifikum der frühen Bundesrepublik zu sehen.

Köln

Nina Verheyen

Der Contergan-Fall und das Land Nordrhein-Westfalen

Lenhard-Schramm, Niklas: Das Land Nordrhein-Westfalen und der Contergan-Skandal. Gesundheitsaufsicht und Strafjustiz in den „langen sechziger Jahren“, 944 S., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2016.

Der Contergan-Fall ist ein Skandal der Bundesrepublik, der bisher nur in wenigen geschichtswissenschaftlichen Arbeiten analysiert worden ist. Niklas Lenhard-Schramm legt nun eine Studie vor, die sich dem Contergan-Skandal widmet und zugleich eine politikgeschichtliche Studie über die nordrhein-westfälische Gesundheitsaufsicht sowie Strafjustiz in den langen 1960er Jahren ist.

In seiner an der Universität Münster eingereichten Dissertation untersucht Lenhard-Schramm den Contergan-Fall aus einer landespolitischen Perspektive. Sie geht aus dem Forschungsprojekt „Die Haltung des Landes Nordrhein-Westfalen zum Contergan-Skandal und seinen Folgen (1956–1972)“ hervor, welches das nordrhein-westfälische Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter (MGEPA) in Auftrag ge-